

Der Mensch im Tier

I

Wie vermehren sich eigentlich Regenwürmer? Wie funktionieren Atmung und Sauerstoffversorgung im winzigen Körper eines Wasserfloh? Wie organisieren Meerschweinchen ihr gesellschaftliches Leben? Von diesen Formen der Daseinsbewältigung hatte ich vor den Planungen zu den diesjährigen UNIKUNSTTAGEN nicht den Hauch einer Ahnung. Die Fachleute mögen dies mit Bedauern oder Schulterzucken zur Kenntnis nehmen; das Lamento mit vorwurfsvollem ostinaten Grundton über den beklagenswerten Zustand von Allgemeinwissen und Bildung überhaupt ist gewiss. Doch gegen diesen Konsens der Klage hält sich hartnäckig das schiere Erstaunen über dieses Nichtwissen, sind die Fragen doch keineswegs Resultat höchster wissenschaftlicher Spezialisierung und Abstraktionsleistung. Im Gegenteil: Solche Fragen leuchten unmittelbar ein; sie sind von umstandsloser Verständlichkeit.

Meine Ignoranz mag wenigstens noch insofern zu einer Erkenntnis taugen, als sie einigen Aufschluss gibt über die Rolle, die Tiere für Lebenswelt und Bewusstsein des Menschen spielen. Tieren begegnet man überall – ob freiwillig oder unfreiwillig. Sie liefern Lebensmittel, dienen der Ausgestaltung von Freizeit und Sport, dekorieren menschliche Behausungen, sind vertraute Mitbewohner der privaten vier Wände, sei es aus Freundschaft oder als geduldetes und öfter noch gejagtes Ungeziefer. Mehr oder weniger fantasievolle Nachbildungen von Tieren sind die Stütze der Unterhaltungsindustrie; Münsteraner Ethnologen entdecken Studentenbuden voller Kuscheltiere.

In auffälligem Gegensatz zu dieser Allgegenwart steht die geringe Aufmerksamkeit, die Tieren in der Regel zuteil wird. Irgendwie gehören sie zum Inventar der Städte, aber selbst vertraute Hausfreunde unter ihnen setzt man kühl vor die Tür, wenn sie der Urlaubsplanung im Wege sind. Auch als Freunde behalten Tiere etwas von der Fremdheit und der Andersheit, die sich selbst überlassen bleibt. Was weiß man schon über Tiere – muss man denn aber auch etwas darüber wissen? Erkenntnisse und Erfahrungen dazu sammelt man etwa im Zoo, bekanntlich ein

Ausflugsort für Familien, der in erster Linie wegen der Kinder aufgesucht wird. Interesse an Tieren hat einen vorpubertären Beigeschmack; Erwachsenen muss man zur Einhaltung der Mindeststandards eine *Tierethik* vorhalten: Sollensansprüche und Regeln, die zu wahren geboten sind, weil sie wegen Unkenntnis nicht aus den Lebenszusammenhängen der Tiere erschlossen werden können.

Tiere finden sich überall, gleichzeitig haben genauere Kenntnisse über sie kaum weitere Verbreitung. Dass dieser Widerspruch keinesfalls immer als solcher empfunden wird, hängt mit der Perspektive der Betrachtung zusammen: Allgemein werden die Tiere nicht um ihrer selbst willen gewürdigt, sondern weil sie dem Menschen als Kontrast oder Spiegel dienen. Das Interesse am Tier ist anthropomorph. Am Tier will der Mensch den Unterschied erkennen, der ihn gegenüber allen anderen Bewohnern dieses Planeten auszeichnet. Natürlich ist auch der Mensch im Grunde ein Tier – der Begriff *Tier* bezeichnet ursprünglich wohl jedes *atmende* und insofern lebende Wesen. Doch haben Menschen diese Verwandtschaft seit langem vornehmlich dazu benutzt, sich selbst gegenüber ihre eigene Besonderheit herauszustellen: das Tier, das über Vernunft verfügt, beseelt ist, das eine Sprache hat, das für die anderen Tiere Sorge trägt etc. Die Unterschiede erscheinen schließlich als so fundamental, dass die aufgeklärte Vernunft das menschliche Subjekt nicht mehr als ein besonderes Tier, sondern als Gegensatz zum Tier erkennt. Für Descartes ist das Tier wie alles andere außerhalb von Ich und Gott ein äußerliches Ding und mehr noch eine bloße Maschine, seelenlos und einen anonymen Mechanismus perpetuierend, den sie selbst nicht beherrscht. Als Kontrastfolie ist das Tier ein wichtiges pädagogisches Hilfsmittel, weil es dem Menschen sein Menschsein vor Augen führt. Genauere Kenntnisse über die Tiere sind dazu nicht erforderlich, weil an ihnen lediglich die Negation oder allenfalls die Position menschlicher Wesensmerkmale von Interesse ist.

Um so erschütternder wurde das aufgeklärte Bewusstsein durch die Erkenntnis berührt, dass jenes gerade überwunden geglaubte Tier in der Tiefe jedes Menschen schlummert – instinktgeleitet und kaum beherrschbar, wenn es einmal erwacht. Geschichten von rätselhaften Verwandlungen, von abstrusen Mischwesen und von tierischen Vorfahren des Menschen illustrieren diesen Schock, der den Menschen gerade im Augenblick der größten Distanzierung vom Tier durch das Auftauchen des Animalischen in ihm selbst traf. Die Vorstellung vom *Tier im Menschen* ist für das Bewusstsein eine Provokation, weil es auf die Entfremdung vom Tier setzte, nun aber zusehen muss, wie es gleichzeitig sich selbst fremd wird.

Schon werden die Stimmen lauter, denen der aufgeklärte Solipsismus immer schon eitel erschienen war und deren Heilsverheißung an das Bild einer ursprünglichen Geschwisterlichkeit von Mensch und Tier geknüpft ist. Die Schwierigkeiten eines solchen Rückzugs in die paradiesische Unschuld liegen auf der Hand. Von der historischen Wahrscheinlichkeit oder eher: Unwahrscheinlichkeit einer solchen frühen Konstellation von Mensch und Tier einmal ganz abgesehen, negiert diese Haltung letztlich das Problem, das zu lösen sie angetreten war: die Selbstbestimmung des Menschen als das Tier mit reflexivem Bewusstsein. Die Aufhebung der Entfremdung gegenüber dem Tier setzt die Aufhebung des Bewusstseins voraus, das die Fragestellung erst hervorbrachte. Die Kluft, die das Denken von diesem Zustand trennt, hat Heinrich von Kleist in seinem Essay *Über das Marionettentheater* eindrücklich beschrieben.

Obwohl und vermutlich gerade weil der Status des menschlichen Bewusstseins dabei in Frage steht, gibt es zahlreiche Bemühungen, den Abstand zu den Tieren wenn schon nicht zu überwinden, so doch wenigstens hermeneutisch zu verringern. Wissenschaften sind eigens den verschiedenen Arten von Tieren und ihren Lebensräumen gewidmet. Ungleich verbreiteter noch sind praktische Strategien des Alltags, noch vor und unabhängig von jeder theoretischen Thematisierung: Tiere werden in Lebensräume und Vorstellungshorizonte des Menschen hineingezogen und auf diese Weise den Menschen nähergerückt. Haustiere vertreten hier exemplarisch, was grundsätzlich auch für die Tierhaltung im Zoo, für klassische Beschreibungen wie etwa *Brehms Tierleben* und für Dressuren im Zirkus gilt. Tiere werden gehalten, sich menschlichen Lebensbedingungen anzugleichen, und dafür erhalten sie Nahrung, Schutz, Entlastung von Überlebenskämpfen, auch Anteil am menschlichen Wohnraum und schließlich die Freundschaft des Menschen bis zur zärtlichen Zuneigung. Was dabei als tatkräftiges Engagement und als Begeisterung für die Tiere vorgetragen wird, hat einen mehr oder weniger latenten anthropologischen Hintergrund. Andersartigkeit und Fremdheit des Tieres werden entschärft; das Tier wird gleichzeitig in die Lage versetzt, zum Menschen in eine Art von partnerschaftlichem Verhältnis zu treten. Menschen finden in Tieren ein Gegenüber; Tiere erweisen sich nicht selten als die verlässlicheren Freunde. Tiere werden geliebt, weil sie so menschlich sind. Das ist die – zugespitzte – These zur hier dokumentierten Ausstellung: Nicht Tiere an sich stehen im Mittelpunkt der derzeit überall boomenden Tierliebe, sondern *der Mensch im Tier*.



Gerade dort, wo die Hinwendung zum Tier am wenigsten durch vordergründige Zwecke verstellt wird, scheint die menschliche Perspektive die stärkste Prägekraft zu entwickeln. Um das Tier sorgt man sich nach Regeln aus der menschlichen Psychologie; dem geliebten Tier wird Freundschaft nach Menschenart angeschlossen. Wird man ihm damit gerecht, oder liegt darin nicht vielmehr eine Vereinnahmung, weit subtiler als die offensichtliche Unterwerfung unter die Gesetze der Ökonomie? Wie aber ließe sich die Enge dieser Perspektive überwinden? Selbst den methodisch reflektierten Untersuchungen der Wissenschaft fällt es schwer, die Befindlichkeit eines beobachteten Tieres aus dessen eigener Sicht zu ergründen oder wenigstens zu formulieren. Alle Fixierung von Erkenntnissen ist auf Sprache angewiesen, womit die menschliche Perspektive unweigerlich eingeführt ist. Noch Gefühle werden auf diese Weise mitgeteilt – ohne Gewähr dafür, dass die Beschreibung mit Worten sich wirklich auch auf die Gefühlswelt von Tieren übertragen lässt. Wenn die sprachliche Kommunikabilität von Empfindungen schon unter Menschen problematisch ist, so liegt in der Ausweitung auf Tiere, die unsere Sprache nicht teilen, mehr als ein bloß gradueller Unterschied.

Alle Zuneigung kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Tiere dem Menschen letztlich nicht vertraut sind, sondern in einer gewissen Distanz des Fremden verbleiben. Aber auch diese Einsicht hat sie vor menschlicher Vereinnahmung nicht bewahren können. Nun werden sie funktionalisiert als Repräsentanten des schlechthin Fremden und Anderen, an denen die Leistungsfähigkeit und diskursive Selbstbeschränkung der diversen Rationalitätskonzepte gemessen wird. Die Distanz scheint ebenso unüberwindlich wie die ihr korrespondierende Vereinnahmung unausweichlich, jedenfalls wo immer es nicht gelingt, die Tiere angesichts dieses Dilemmas mit menschlicher Aufmerksamkeit und Zuneigung zu verschonen.

Dieser abgeklärte Rückzug ist aber gesellschaftlich kaum durchsetzungsfähig. Wissenschaftliche Neugier, vor allem aber der menschliche Hang zur Freundschaft mit Tieren, haben sich auch längst pragmatisch mit diesem Dilemma arrangiert, dabei die grundsätzlichen Erwägungen und Bedenken souverän übergehend: Umstandslos werden Tiere, die den Lebensraum des Menschen mitbewohnen, ohne jeden Skrupel nach Menschenart angesehen und behandelt. Und die Tiere scheinen den Menschen darin sogar zu bestätigen, wenn man an ihnen Äußerun-

gen des Wohlbefindens wahrnimmt oder wenn sie durch Gewöhnung oder wegen ihrer exotischen Herkunft offenkundig auf menschliche Behausung und Pflege angewiesen sind. Zweifellos handelt es sich dabei um eine Vereinnahmung, aber im Alltag bewährt sie sich – nach Einschätzung des Menschen, der die Tiere in sein Biotop hineingezogen hat. Es liegt auf der Hand, dass mit dieser Strategie aus Mangel an Korrektiven vielfältige Exaltiertheiten ins Kraut schießen und auch dem Missbrauch von Tieren kein wirksamer Einhalt geboten werden kann.

Auf der anderen Seite bleibt der Tierliebe keine Wahl. Wenn den Tieren selbst verlässliche Grundsätze für einen ihnen gerechten menschlichen Umgang nicht mit Gewissheit abzugewinnen sind, bleiben dem Menschen letztlich doch alleine seine menschlichen Maßstäbe der Sorge und Zuneigung, um seiner Hinwendung zum Tier Ausdruck zu verleihen. Wo in den Tieren selbst begründete Kriterien nicht wirklich zuverlässig zu erheben sind, bildet die Auffassung des Tieres als eine Art von Mensch immerhin die höchste Wertschätzung, die Menschen zu verleihen imstande sind. Darin liegt auch das Eingeständnis der Unangemessenheit und der Versuch, durch gesteigerte Menschenliebe gegenüber den Tieren, die dem *Mensch im Tier* gewidmet wird, die Unkenntnis über die Tiere selbst zu kompensieren.

Die Praxis der Tierliebe brüskiert die theoretischen Bedenken gegen das unterstellte Einvernehmen zwischen Mensch und Tier. Sie rechtfertigt sich allein durch ihre Aufrichtigkeit und verweist ansonsten auf ihre unabsehbare Ausbreitung, manifest etwa im Zivilisationsphänomen der Haustierhaltung. Ihr gegenüber kommen alle theoretischen Einwände zu spät. Ein weiteres Mal wird das Ideal aufgekklärter Vernunft vom Verhältnis zwischen Tier und Mensch durchkreuzt: Nach der Entdeckung des *Tieres im Menschen*, durch die der Kanon der Vernunft als universaler Maßstab für menschliches Erkennen und Handeln in Zweifel geriet, scheint der Blick auf den *Menschen im Tier* die Kriterien der Vernunft noch vor jeder diskursiven Bestreitung schlicht zu unterlaufen, gestützt allein durch die Macht des Faktischen. Nicht von ungefähr ist der Lebensgemeinschaft mit Haustieren die Anerkennung durch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung lange verwehrt worden.

Wenn sie als kulturgeschichtliches Phänomen nun schließlich doch noch breitere Aufmerksamkeit findet, so kann dabei von ihrem bemerkenswerten Vermögen zur Abweisung des vernünftigen Diskurses nicht abgesehen werden. Im Mittelpunkt steht die frappierende Umstandslosigkeit, mit der am geliebten Haustier die tierische gegen eine menschliche Natur eingetauscht wird. Diese zweite Natur des

Tieres hat – von außen gesehen – den Charakter des Unnatürlichen und Künstlichen, was sogleich an andere Künstlichkeiten im Bereich ehemals der Natur zuge-rechneter Wesen erinnert: Nicht nur an genmanipulierte oder künstlich erschaffene Pflanzen und Tiere, sondern auch an die von vorne herein zur menschlichen Begleitung erfundenen Tiere wie Teddys und andere Gestalten aus Plüsch, deren Künstlichkeit ebenso offensichtlich ist wie sie im täglichen Umgang als eine Art von Tieren angesehen werden.

Die heute grundsätzlich gewordene Irritation der Grenze zwischen Natürlichkeit und Künstlichkeit scheint sich gegenwärtig hauptsächlich in den Tieren zu manifestieren, während die Diskussion dazu über die Pflanzen irgendwie hinweggegangen und beim Menschen noch nicht eigentlich angekommen ist. Der Umgang mit den Tieren belehrt über ihre Künstlichkeit, während auch der aufgeklärteste Geist kaum umhin kann, ihnen im jeweils einzelnen Fall zumindest einen Rest von eigener Natur anzuspüren. Diese eigentümliche Gratwanderung hat in jüngster Zeit das Interesse an Tieren in der Kulturgeschichte und im Lebensraum des Menschen über die einschlägigen wissenschaftlichen Fachdisziplinen hinauswachsen lassen. Tiere und der Umgang mit ihnen finden Aufmerksamkeit etwa in Wissenschaften, die bislang allein am Menschen orientiert waren: so etwa in der Geschichtswissenschaft. Darüber hinaus befassen sich vor allem Künstler wieder verstärkt mit Tieren, nachdem deren Darstellung, ins Genre abgerutscht, mit einigen expressionistischen Ausnahmen, lange verpönt war. Oft geht es dabei nicht um bloß nostalgische Romantik oder um die Illustration tierethischer Postulate, sondern gerade um die Rolle von Tieren in ihrer Beziehung zum Menschen. Vielleicht hat dieses bemerkenswerte Interesse am ambivalenten Status von Tieren zwischen Natürlichkeit und Künstlichkeit mit der Frage nach der Kunst selbst zu tun: ihrer Vermittlung zwischen der Erschaffung autonomer Wirklichkeiten und der daran geknüpften Beschreibung der gegebenen Wirklichkeit.



Der Mensch im Tier ist Thema unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen als auch gegenwärtiger künstlerischer Entwicklungsströmungen. Die UNIKUNST-TAGE sind um das Gespräch zwischen diesen beiden einander fremd gewordenen Verfahren der Auseinandersetzung und der Reflexion bemüht. Das Interesse gilt

Unternehmungen, an denen Vertreter beider Seiten mitwirken, um im wechselseitigen Austausch verwandte Fragestellungen zu entwickeln, aber auch, um den Sinn für die Differenz der Positionen und Verfahren zu schärfen und dadurch die Konturen der jeweils eigenen Arbeit deutlicher wahrzunehmen. Oft geht es dabei auch zuerst um die Suche nach einer verbindenden Sprache, die den Austausch in diesen Fragen überhaupt erst ermöglicht.

Vor diesem Hintergrund waren im Januar 2000 die Künstler Frank Herzog, Silke Rehberg und Carl Emanuel Wolff in Institute des Fachbereichs Biologie der Universität Münster eingeladen, um dort einen Einblick in die wissenschaftliche Arbeit an Tieren und über Tiere zu gewinnen. Besucht wurden die Institute für Evolutionsbiologie, für Verhaltensbiologie sowie für Zoophysiologie. Forschungsprojekte wurden vorgestellt, sofort aber kamen auch Erfahrungen aus Vorlesungen und Seminaren und die im Wissenschaftsbetrieb oft als Randbedingungen übersehenen materiellen Fixpunkte von Forschung und Lehre ins Gespräch: Hörsäle und ihr Mobiliar, Haltung und Pflege der Tiere, Tierbehausungen und Versuchsaufbauten als quasi-skulpturale Objekte, all dies in Korrespondenz zu Fluren, Kellern, Seminar- und Sozialräumen, in denen Wissenschaftler und Studierende ihren Aufenthalt haben. Es entwickelten sich angeregte Diskussionen über Ziele und Inhalte einzelner Forschungen, über die Tiere, über die Auffassungen von Biologen zur Kunst, über die gegenseitige Fremdheit trotz und bei wechselseitigem Interesse. Im Sommersemester hielt Carl Emanuel Wolff vor Biologen einen Vortrag zum Thema *C. E. Wolffs Tiere im Kunstbetrieb*; er, Frank Herzog und Silke Rehberg besuchten die biologischen Institute noch mehrfach mit dem Ziel, aus den Eindrücken, Gesprächen und Erfahrungen künstlerische Projekte zu entwickeln, die zu den UNIKUNSTTAGEN 2000 am Ort ihrer Entstehung präsentiert werden. Ihre Perspektive ist *der Mensch im Tier*.

Silke Rehberg knüpft mit ihrer Arbeit bei einem Forschungsschwerpunkt im Institut für Verhaltensbiologie an, der den sozialen Strukturen im Zusammenleben von Meerschweinchen gewidmet ist. Dazu werden ganze Familien dieser Tiere gehalten, die durch viele Generationen ihr Leben im Institut verbringen. Die Öffentlichkeit innerhalb wie außerhalb des Institutes nimmt davon kaum Notiz. Geschichte wird geschrieben durch die Lehrstuhlinhaber, die nacheinander Forschung und Lehre vorangetrieben haben und in ihrer Reihe das Gesicht des Institutes prägen. Schon die Folge der Studierenden, die von ihrem Studienbeginn bis zum Examen hier arbeiten, abgelöst von je neuen Erstsemestern, die ebenfalls hier

ihre Zeit durchlaufen und so fort, wird in einer „Massenuniversität“ genannten Hochschule wie der heutigen nur als Strom wahrgenommen, in dem Individuen es schwer haben, sich markant herauszuheben. Aber im Treppenhaus der Institutes hängen Photographien von Mitarbeitern und Hilfskräften, die das Institut am Leben erhalten.

Silke Rehberg hat in der unüberschaubaren Reihe von Meerschweinchen-Dynastien des Institutes einen Ausschnitt markiert, indem sie die Mitglieder eines engen Familienverbandes (nach menschlichen Vorstellungen, also: Mutter, Vater, Kinder, Großeltern, Tanten und Onkel etc.) aus dem Frühsommer des Jahres 2000 portraitierte. Ihre Konterfeis wurden wie Berühmtheiten in der Renaissance als Rundbilder aus glasierten Terrakotta-Reliefs modelliert, die nun prominent an der Fassade des Institutsgebäudes prangen. Von dort schauen sie in nobler Geste auf den Wissenschaftsbetrieb zu ihren Füßen herab. So, wie sie dort hängen, ist ihre Reihe nicht abgeschlossen: Weitere Generationen folgen.

Frank Herzog beschäftigt sich mit Experimenten zur optimalen Haltung von Labormäusen. Für diese Tiere, die in Wissenschaft und Industrie oft nur für kurze Zeit zu Versuchen herangezogen werden, müssen möglichst artgerechte Lebensräume entwickelt werden, in denen sie die meiste Zeit ihres Lebens möglichst unbeschwert verbringen können. Wie muss eine Behausung aussehen, die einer Maus gefällt? Gründliche Untersuchungen – auch am Münsteraner Institut für Verhaltensbiologie – haben vom schlichten Gehäuse mit Streu, Wasserflasche und Futternapf zu großzügigen Wohnlandschaften mit allerlei Klettergeräten und Zwischenebenen geführt, die irgendwie an amerikanische Lofts erinnern. Unwillkürlich mischen sich menschliche Vorstellungen, imaginäre Wohnparadiese, in die Betrachtung von Mäusekäfigen ein. Haben auch Mäuse einen Traum vom *Schöner Wohnen*? Gibt es Trends im Geschmack der Inneneinrichtung?

Frank Herzog konfrontiert die wissenschaftliche Erforschung artgerechter Tierhaltung mit gegenwärtigen Fundamentoptionen gelungenen menschlichen Wohnens: Wo lässt es sich besser leben: in der Stadt oder auf dem Land? Hausmäuse haben ihre Heimat in den städtischen Behausungen des Menschen gefunden, aber sind sie als Wesen menschenferner Natur nicht im Grunde zum Ländlichen hin orientiert? Herzog inszeniert ein – künstlerisches – Experiment zu dieser – künstlichen – Frage. Einer aus Holz skulptierten Landschaft mit Gräsern, Unterholz und Pilzen im Erdgeschoss wird als erste Etage eine geräumige Wohnung, geschnitzt als Diele, Wohn- und Schlafzimmer inklusive Bad hinzugefügt, beide

verbunden mit einer Treppe. Die Natur ist naturbelassen, die Wohnung mit Käsesesseln, Schinkenteppich und Schokoladenbett ganz auf Mäuse eingestellt. Welches Biotop werden sie bevorzugen? Vergleichbar mit gegenwärtig einschlägigen Wohnexperimenten beim Menschen werden die Mäuse während der Ausstellungszeit durch Kameras beobachtet, deren Bilder im Internet zu verfolgen sind.

Carl Emanuel Wolff handelt mit einem Tier aus Kunst über das Studieren von Tieren an der Universität. Nicht spezialisierte Forschungsprojekte, sondern das biologische Lernen und Lehren stehen dabei im Mittelpunkt. In Seminaren, Übungen und Vorlesungen werden Tiere nach ihrer Art bestimmt, in ihrer Gestalt und ihren biologischen Funktionen analysiert. Die Wissenschaft distanziert ihren Gegenstand, indem sie ihn von übergeordneter Warte mit Hilfe bewährter Untersuchungsmethoden betrachtet. Die Wissenschaft bringt die Tiere näher, indem sie jede vermeintliche oder tatsächliche Unmittelbarkeit zu ihnen bricht. Danach erscheinen Tiere niemals mehr einfach so, sondern immer verbunden mit dem Wissen über sie, transparent in ihren Funktionen und in ihren Bestandteilen und nach Untersuchungsaspekten analysiert. Aus der Sicht persönlicher Zuneigung zu Tieren mag das wissenschaftliche Verfahren künstlich erscheinen, von dort aus aber ist die idealtypische Vorstellung intimer Zwiesprache mit einem Tier bloße Naivität, vor der Wissen und reflektiertes Fragen schützt – auch die Tiere. Der Weg in die Naivität ist mit Gründen versperrt, doch damit ist man noch keineswegs gefeit vor dem Hang zu jenem ungekünstelten, geradlinigen und verbindlichen Umgang mit Tieren, wie man ihn manchmal noch bei Kindern beobachten kann.

Carl Emanuel Wolff hat an einem der prominentesten Austragungsorte von Wissenschaften – in einem Hörsaal – wie beiläufig ein exotisches Tier, lebensgroß und aus Wachs, gestellt: einen Tapir, dessen Vorbild schon in der Natur wegen seiner bizarren, wie aus verschiedenen Tierarten collagiert anmutenden Gestalt fremd und beinahe wie ein Stück Kunst aussieht. Hier im Hörsaal ist er ganz offensichtlich tatsächlich Kunst, strahlt aber die Zutraulichkeit aus, die man fast unwillkürlich lebendigen Tieren unterstellt, von denen man sich angezogen fühlt. Ist dieser Tapir ein stummer Vertreter der biologischen Untersuchungsobjekte, bevor sie der analytische Zugriff packt? Oder hat er sich auf die Seite der Studierenden geschlagen und folgt – mal interessiert, mal skeptisch – dem Gang der Vorlesung? Hin und wieder lässt er sich in der dunklen Jahreszeit als Kerze verwenden.

Literatur in Auswahl:

Benecke, Norbert: Der Mensch und seine Haustiere, Stuttgart 1994.

Brentjes, Burchard: Die Erfindung des Haustieres, Leipzig, 3. Aufl. 1986.

Bucher, Jutta: Kultur mit Tieren. Zur Formierung des bürgerlichen Tierversständnisses im 19. Jahrhundert, Münster 1996.

Katalog: Auf den Hund gekommen. Von Menschen und Tieren, Kunsthalle Recklinghausen 1997.

Katalog: Herausforderung Tier. Von Beuys bis Kabakov, Städt. Galerie Karlsruhe 2000.

List, Claudia: Tiere. Gestalt und Bedeutung in der Kunst, Zürich 1993.

Meyer, Heinz: Der Mensch und das Tier. Anthropologische und kultursoziologische Aspekte, München 1975.

Münch, Paul (Hg.): Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses, Paderborn, 2. Aufl. 1999.

Staguhn, Gerhard: Tierliebe. Eine einseitige Beziehung, München 1996.